

# Über einige Grenzen des Menschen

Von THOMAS REGAU

## I.

Auf ihren Amokläufen hat die moderne Technik den Menschen als untauglich für den Fortschritt der Welt befunden. Er gilt als Fehlkonstruktion – ein massiger Turm auf unzureichender Tragfläche, von Störungen des Gleichgewichtes und vom Einsturz bedroht, mit Meßwerkzeugen von geringer Reichweite ausgestattet. Das Eiweiß, aus dem er besteht, ist ein schlechter Werkstoff. Es hält nicht jede gewünschte Beschleunigung aus. Er ist nicht hitzebeständig wie manche Bakterien, noch kältefest wie mancher Pflanzensamen, der noch nahe dem absoluten Nullpunkt lebensfähig bleibt. Er kann nicht hungern wie Ungeziefier. Sein Hirn ist jeder modernen Rechenmaschine unterlegen, Gewissen und Seele verhindern ihn, die Perfektion des Automaten zu gewinnen.

Der avantgardistische Techniker, der solche Grenzen des Menschen entdeckte, begann nicht etwa nach dem Wesen des Menschen zu fragen. Er sah in dieser Antiquiertheit des Menschen nur eine Herausforderung. Es galt, das stümperhafte Produkt Mensch der technischen Perfektion anzupassen. Die Technik, die sich in der heillosen Verwirrung ihrer Begriffe zum „permanenten Schöpfungstag“ (Friedrich Dessauer) deklarierte, begann, die Grenzen des Menschen zu sprengen, ihn planmäßigen „Zerreißproben“ zu unterwerfen. In den Laboratorien des Holloman Air Development Center in Neu-Mexiko oder des Wright Field bei Dayton in Ohio läßt man den Menschen im Eiswasser zappeln, in Hitzekammern rösten. Er wird in Zentrifugen geschleudert. Er sitzt, liegt, hängt kopfabwärts in Schleudermaschinen. Er wird im Raketen-schlitten der 25-fachen, ja zuweilen der 40-fachen Erdbeschleunigung ausgesetzt, während Meßinstrumente die Reaktionen verzeichnen. In den Prüfständen beobachten Techniker, Psychologen und Ärzte auf Röntgenschirmen und Kurven, wie das Herz des Gepeinigten sich gegen die unerträgliche Belastung wehrt, wie sein Bewußtsein schwindet, während das Blut aus den Adern des modernen Gladiators tritt, der endlich bewußtlos in den Gurten hängt und im Operationsraum erst wieder zum Leben erweckt werden muß.

Bei diesen Versuchen, die Grenzen des Menschen zu erweitern, ist der Mensch nicht mehr Subjekt, sondern Objekt der Technik, bereit, sich selber aufzugeben, um seinen Maschinen ebenbürtig zu werden, die Scham über seine Antiquiertheit<sup>1</sup> endlich ablegen zu können. Obgleich Leib und Seele gegen diese technische Diktatur demonstrieren, arbeitet der Mensch unablässig daran, die Spontaneität und Menschlichkeit seiner Leistungen auszulöschen, zum willenlosen Objekt, zum Ding zu werden und totale Verwendungsfähigkeit im Reich der Maschinen zu gewinnen.

---

<sup>1</sup> Günther Anders: „Die Antiquiertheit des Menschen“, Verlag C. H. Beck, München 1956.

Diese Akte der Dehumanisierung werden im Namen der Humanität mit höchsten Medaillen belohnt – Rettungsmedaillen für den, der den Menschen von den Mängeln der Schöpfung befreit! Die Techniker werden nicht gewahrt, daß die Grenze unserer Belastungsfähigkeit hier mit der Grenze der Humanität zusammenfällt und sich die dringliche Frage nach dem Wesen des Menschen erhebt.

Tritt das Blut aus den Gefäßwänden, sind die Gesichter der Gefolterten, die man aus Windkanälen, Zentrifugen und Raketenschlitten hebt, zu verquollenen und unkenntlichen Fratzen entstellt, so heißt es: „Die Verpackung hält nicht“. Schon dieses Rotwelsch, das sich stets im Umkreis von Folterkammern und Schinderhütten entwickelt, müßte die Auguren belehren, daß der Mensch, der seine Grenzen überschreitet, sich auch seines Wesens und seiner Humanität begibt.

Noch immer argumentieren die Wortführer dieser Entwicklung damit: Die Technik sei unausweichlich notwendig gewesen. Der Mensch habe ihrer bedurft, um in seiner Umwelt überhaupt bestehen zu können. Gewiß, auch der homo inventor kennzeichnet das Wesen des Menschen!<sup>2</sup> In Wahrheit steht das Axiom der Ingenieure längst auf dem Kopf. Heute muß es lauten: Die Technik bedarf eines neuen Menschen, um bestehen zu können.

Wir haben nicht darüber zu befinden, welche biologischen Funktionen, welche psychischen Verhaltensweisen des Menschen trainierbar und steigerungsfähig sind. Die Prophetie der ehrsamten Medizinalräte zu Nürnberg, die einst fürchteten, es werde das Tempo der ersten Eisenbahn den Passagieren Krankheit und Wahnsinn eintragen, ist im Zeitalter der Düsenflugzeuge zur heiteren Anekdote geworden. Der Mensch hat sich in einzelnen Bereichen als anpassungsfähig erwiesen, aber auch in diesen Bereichen ist seine Modellierbarkeit begrenzt.

Die Zahl der Toten, die alljährlich der Geschwindigkeit der Motore zum Opfer fallen, deutet die Grenzen schon an, die auch dem modernen Kentauren auf Rädern gesetzt sind. Auch weiß man längst, daß wir hohe Beschleunigungen selbst nach hartem Training kaum besser vertragen. Um des Menschen eigene Kraft steht es nicht besser; man kann sie nicht beliebig steigern wie die „Pferdekräfte“ einer Verbrennungsmaschine. Der Kampf um die olympischen Zehntelsekunden hat die Grenzen des Menschen nicht verrückt, sondern stets aufs neue bewiesen. Daß der Mensch endlich zu ertauben beginnt, wenn der von ihm selber erzeugte Lärm der technischen Welt ein gewisses Maß übersteigt, deutet darauf hin, daß auch seine Sinnesorgane nicht jeder Umwelt angepaßt werden können, sondern definierbar begrenzt sind. Das sind nur einige Beispiele.

Simone Weil hat einmal gesagt: „Wenn es unmöglich scheint, etwas, trotz aller Bemühungen, zu erlangen, so ist das ein Anzeichen dafür, daß man auf dieser Stufe auf eine unübersteigbare Schranke gestoßen ist. Hier ergibt sich die Notwendigkeit, einen Höhenwechsel vorzunehmen. Sich auf dieser Stufe

<sup>2</sup> Ortega y Gasset: „Betrachtungen über die Technik“, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1949.

bis zur Erschöpfung abzumühen, erniedrigt. Besser ist es, die Beschränkung hinzunehmen, sie zu betrachten und ihre volle Bitterkeit auszukosten.“

Betrachten wir also die Beschränkung, in der sich vielleicht Gottes Meisterschaft zeigt, um aus unseren Grenzen unseres Wesens innezuwerden.

## II.

Während die Ingenieure sich noch am Tempo der Motore berauschen, beginnen wir einzusehen, daß die Geschwindigkeit unsere Erlebnisse nicht steigert, sondern verflacht. Die Bilder, welche die Windschutzscheibe uns liefert, werden immer flüchtiger, je höher der Tachometer klettert, sie jagen vorbei, fließen bald ineinander und sind anderntags zu Schatten verblaßt. Nichts bleibt uns. Es hilft nichts, dann immer weiter zu fahren. Die Anzahl der Kilometer füllt die Leere nicht auf. Mit der Quantität schrumpft die Intensität des Erlebens. Weil der Mensch im Auto, im Flugzeug keine Bilder mehr zu speichern vermag, photographiert er die Welt. So versucht er, den flüchtigen Impressionen Dauer zu geben, nicht in seiner Seele, sondern im Album. Eine Landschaft vermag nur aufzunehmen, wer wandert. Jede Seite aus Johann Gottfried Seumes Werken kann es uns lehren. Neben seiner Bilderbeschwörung bleibt der Bericht eines Flugzeugreporters von heute nur Papier, das man morgen vergessen hat.

Was heißt dies anderes, als daß der Mensch geeicht ist auf den eigenen Schritt, auf fünf Kilometer in der Stunde. Das ist das Tempo, das seiner Fähigkeit entspricht, wahrzunehmen und zu erleben, mit der Landschaft, mit der Welt in Beziehung zu treten. Wenn er diese Grenze verläßt, schließt er sich vom Erlebnis aus. Wir tragen gleichsam Metronome in uns, die man nicht ohne Schaden verrückt. Man weiß das aus manchen Psychosen, in deren Beginn dem Kranken jede Bewegung der Umwelt unheimlich beschleunigt, gejagt erscheint. Welche Bestürzung, Verwirrung, Ratlosigkeit und Leere für ihn! Ein qualvolles Ausgeschlossensein von der Welt!

Auch im Akustischen gibt es dergleichen. Wer zu schnell spricht, dringt nicht in uns ein; er schließt uns aus. Also Maß und Grenze auch hier, auch in unserem Bewußtsein, das uns verläßt, wenn etwa Schrecken und Angst uns überfordern.

Man muß solche Grenzen scharf herausarbeiten, um ein Phänomen zu begreifen, das uns fast täglich bestürzt macht — die Grenze unseres Fühlens, Vorstellens und Mitleidens. Ein verschwundenes Kind, eine Seilschaft in Bergnot, ein mißhandeltes Tier rufen das Mitleid der Welt hervor. Stirbt der Hund Lajka im Sputnik einsam im Weltraum, dann schlägt das Mitleid in einen Proteststurm der Fühlenden um. Wo aber bleibt in den großen Katastrophen unserer Zeit das Mitleid der Welt? Der Mensch, der sich mitleidend für den Nächsten verzehrt, selbst für den Fremden opfert, befiehlt auch den Tod für ganze Divisionen, löscht mit einer Atombombe Hiroshima und hunderttausend Leben aus.

Das schaurigste Beispiel für die Dissoziation zwischen Tun und Fühlen habe

ich vor Jahren in den Protokollen der litauischen Judenschaft gefunden. Als man die (unter einem Vorwand festlich gekleideten) jüdischen Kinderzüge zur Erschießung aufgestellt hatte, lief eine kleine Katze vor den Maschinengewehren des Pelotons durch die Reihen der Kinder. Und just diese Katze ließ der „mitleidige“ Henker retten, ehe er den Feuerbefehl gab, der Hunderte von Kindern niedermähte.

Es gibt da eine ziemlich genaue Grenze im Quantitativen. Ein Flugzeugabsturz, der zwanzig Menschen tötet, eine eingeschlossene Gruppe von Kumpels im Stollen, sie rühren uns noch immer ans Herz, rufen uns unmittelbar an. Hunderte oder Tausende von Toten in Lagern und Schlachten, bei Erdbeben oder bei Überschwemmungen gehen an unserem Mitfühlen und -leiden vorbei, als habe die große Zahl Zutritt nur zu unserem Hirn, aber nicht zu unserem Herzen.

Das biblische Weltende, das den Christen als Person vor den Weltenrichter stellt, ruft noch immer alle eschatologischen Ängste und Hoffnungen im Menschen hervor. Dieses Ende der Welt, das den Einzelnen zur Verantwortung aufruft, kann der Mensch sich konkret vorstellen. Es ist eine Vorstellung, die jede Tat, jeden Gedanken zu beherrschen vermag. Das Ende der Welt durch Entfesselung aller nuklearen Waffen, dieses Ende, mit dem anonyme Hände anonyme Massen bedrohen, übersteigt Fühlen und Vorstellungskraft des Menschen. So erscheint er blind und fühllos gegen einen Weltuntergang, der ihm näher gerückt ist als je.

Unsere Möglichkeiten, zu töten und zu vernichten, sind ins Unmeßbare und Unvorstellbare, ins Unmenschliche gesteigert worden, während unser Fühlen, Vorstellen und Mitleiden, unsere Reue und unsere Ängste so blieben, wie sie seit Adam waren – begrenzt! Für immer, so scheint es, sind sie auf das Menschliche begrenzt. Es ist die Grenze, die schon Schopenhauer – im Gegensatz zu Spinoza und Kant – gesehen hat. Unmittelbarer Anlaß zum Mitleid ist für ihn nur das Anschauliche. Es ist das tat-tvam-asi des Sanskrit, das „dies bist Du“, auf das Schopenhauer hinzuweisen nicht müde wird<sup>8</sup>. Es ist der Vorgang der Identifikation, der in verschiedenen Abstufungen in unserem Mitfühlen und Mitleiden tätig ist. Ich setze mich unbewußt an die Stelle des Opfers, etwa eines Unglücks oder Verbrechens. Ich setze mich ihm gleich. So erst leide ich mit ihm, teile seine Ängste und Schmerzen. Diese Identifikation im Mitleid aber ist auf ein oder höchstens auf wenige Opfer beschränkt. Der Einzelne kann sich nur dem Nächsten, dem Bruder, dem Ebenbild gleichsetzen, nicht aber Hunderttausenden, nicht einer anonymen Masse, nicht einem Kollektiv. Das ist nicht zu vollziehen, nicht zu leisten. Mit Schuld und Reue ist es nicht anders. Der Aufruf, eine Kollektivschuld zu bekennen, mußte selbst unter Schuldigen ohne Echo bleiben. Auch ein Schuldgefühl ist konkret und anschaulich auf singuläre Taten und Unterlassungen begrenzt. Der Einzelne ist unfähig, die Schuld eines Kollektivs zu der seinen zu machen.

<sup>8</sup> In den „Metaphysischen Grundlagen der Moral“ oder in „Die Tugend der Gerechtigkeit“ oder im 3. Buch seines Hauptwerkes.

Zwar hat Schopenhauer die Rolle der Identifizierung im Mitleid eingeschränkt. Ihm galten Mitleid, Barmherzigkeit und Menschenliebe – eben weil sie Anschauliches, Gegenwärtiges, unmittelbar Reales voraussetzen – vorzüglich als eine Sache der Weiber. Aber auch Schopenhauer hat im Mitleid, das er für die „Basis aller freien Gerechtigkeit und aller echten Menschenliebe“ hält, das Urphänomen und den Grenzstein der Ethik gesehen. Im Mitleid ist die Scheidewand, die ein Wesen vom anderen trennt, aufgehoben oder, wie Schopenhauer sagt, das Nicht-ich gewissermaßen zum Ich geworden. Mitleid, so bekennt er, beruht nicht auf Erziehung oder Bildung, nicht auf Begriffen, Dogmen, Religionen, es liegt ursprünglich und unmittelbar in der menschlichen Natur, ist dem Menschen so wesenhaft eigen, daß man den, dem Mitleid mangelt, einen Unmenschen nennt. Mitleid und Menschlichkeit werden als Synonyma gebraucht.

Dieses dem Menschen wesenhafte Mitleid ist, wie wir eben erfahren haben und täglich mit neuer Bestürzung sehen, begrenzt, wesenhaft begrenzt auf den Nächsten, auf ein anschauliches, in unserer Vorstellung, in unserem Fühlen nachvollziehbares konkretes Schicksal. Selbst der Vorrat unserer Tränen ist erschöpfbar. Wir weinen nicht mehr, wie Kyane über Persephones Raub, bis unsere Augen zur unversiegbaren Quelle, die Tränen zum Flusse geworden sind.

Unsere cerebralen Leistungen und Taten haben sich als unfassbar steigerungsfähig und ausdehnbar erwiesen. Morphologisch denkende Anthropologen sagen uns aus den „weißen Stellen“ der topographischen Hirnkarte sogar noch weitere imperialistische Möglichkeiten des menschlichen Hirnes voraus.

Unser Vorstellen und Fühlen, unser Mitleid und unsere Menschenliebe sind diesen Entwicklungen nicht gefolgt. Sie sind – so scheint es – nicht beliebig wandelbar und steigerungsfähig wie cerebrale Prozesse. So ist das ungeheure Gefälle zwischen unseren Taten und unserem Wesen herangewachsen, das uns zu zerrissenen, völlig disproportionierten und inhumanen Wesen macht.

Wenn Maschinen einst der Phantasie des Menschen entsprangen, so vermag heute unsere Phantasie dem Wirken der Maschinen nicht mehr zu folgen. Nicht anders steht es mit anderen „Taten“. Unsere Vorstellung hinkt hinterher wie hinter den astronomischen Zahlen oder dem gekrümmten Raum.

Das Unteilbare hat sich als sprengbar erwiesen, nicht so das Wesen des Menschen. Selbst in der Ausnahme der Unmenschlichkeit werden noch die Regeln der Menschlichkeit und ihre Grenzen bestätigt. Humanität ist – der Name sagt es – wesenhaft am Menschen orientiert. Das *Ecce homo* ist ein Singular. Es galt nur dem Einen – nicht einmal den beiden Schächern.

### III.

Die Advokaten des Fortschritts ziehen sich bei solchen Diskussionen auf die Formel zurück: die Ethik des Menschen sei hinter dem technischen Fortschritt zurückgeblieben. Nicht die Technik müsse gebremst, sondern die moralische Anpassung des Menschen müsse nachgeholt werden. Nicht die Technik hat die

Grenzen der Humanität überschritten, sondern der alte Adam ist stehengeblieben, ist antiquiert.

Sehen wir einmal von der Seltsamkeit dieses Imperativs ab, der uns zuletzt ja auch mit der Inhumanität technischer Katastrophen oder nuklearer Apokalypsen befreunden soll und den Pakt mit dem Teufel moralische Anpassung nennt. Untersuchen wir, ob die Grenzen des Menschen, die wir hier anzudeuten versuchten, zu verändern sind, ob sein Fühlen, Vorstellen, Mitleiden beliebig zu steigern in unserer Macht steht.

Daß das Zeitalter der Atomwaffen und Raketen ein neues Völkerrecht<sup>4</sup> notwendig macht, ist jedem klar, dem der Friede mehr ist als die Pause zwischen zwei Kriegen. Und gewiß wird ein solches Völkerrecht nur errichtet werden können auf einem breiten ethischen Fundament, dessen erste Bausteine Verzichte heißen werden. Solches Bemühen wäre zwar eine Art moralischer Anpassung an die technisch provozierte Lage der Welt, doch immer nur eine praktische Anwendung der alten, unverrückbaren ethischen Grundsätze. Die entscheidende Frage lautet, welcher Steigerungen und Erweiterung der Einzelne fähig ist. Die Technik, noch immer befangen im Fortschrittsglauben, setzt solche Möglichkeiten als selbstverständlich voraus. Selbst ein so faszinierender Diagnostiker wie Günther Anders meint, daß sich der Mensch nicht mit der Mitgift begrenzter Gefühle abfinden müsse, sondern der Steigerungen fähig sei, die „das alltägliche Volumen seiner Seele“ durchaus übersteigen. Die Geschichte der Mystik, der magischen und religiösen Praktiken liefere Beispiele dafür. Auch im Erlebnis der Musik könnten solche Grenzerweiterungen der menschlichen Seele erfahren werden. Aber liegen alle diese zeitlich begrenzten und flüchtigen Ausnahmezustände und Entwicklungen nicht auf einer ganz anderen Ebene als die „moralischen Streckübungen“, in denen Günther Anders die Exerzitien der Zukunft sieht, ohne sie freilich im einzelnen beschreiben zu können? Noch unzureichender erscheinen uns die Beispiele aus der politischen Vergangenheit. Die nationalsozialistische Propaganda, so meint Günther Anders, habe doch „Gefühle in kolossalstem Maßstabe“ produziert, damit die mit diesen Gefühlen ausgestatteten Opfer die Überforderungen des Terror-systems leichter oder gar enthusiastisch akzeptierten. Nun, den primitiven Gefühlsüberschwang der Massen hat schon Gustav le Bon gekennzeichnet. Diese demagogischen Lenkungen des Gefühls beweisen keine Grenzerweiterungen des menschlichen Wesens. Propaganda vermag keinen neuen Menschen, keine neue Ethik zu schaffen. Ihre Produkte sind Scheingrößen. Sie werden dadurch erzielt, daß die Propaganda die Kritik und die Hemmungen narkotisiert. Aus solchen Giftküchen gehen auch nur die falschen Helden hervor.

Daß der Mensch in manchen Lagen, sogar unter falschen Voraussetzungen, „über sich hinauswachsen“ kann, wird niemand bestreiten. Aber ein neues Wesen, gar mit offenen Grenzen, wird dadurch nicht geschaffen.

Nicht einmal abzutöten vermag der Mensch seine Gefühle, Vorstellungen,

---

<sup>4</sup> Der amerikanische Nobelpreisträger Linus Pauling auf dem Grotiustag 1957 zu München: Atomforschung ohne neues Völkerrecht ist Atomkrieg.

Empfindungen. Er kann seine Grenzen nicht einmal wesentlich enger ziehen. Er kann, so scheint es, „abstumpfen“. Zuweilen mag das nur eine Schutzfunktion gegen eine Überforderung seines Fühlens oder Vorstellens sein. Er kann auch seine Gefühle und Vorstellungen abschieben, verdrängen. Aber daß ihm aus solchen seelischen Notstandsmaßnahmen fast gesetzmäßig die Neurosen, also Krankheiten erwachsen, beweist doch, daß er die Grenzen seiner Gefühlswelt nicht willkürlich zu verrücken vermag.

Sollte, so dürfen wir jetzt fragen, die Idee, es könne der Mensch seine Gefühle und Vorstellungen erweitern, steigern und so ein wesensmäßig anderer werden, angepaßt an die Forderungen einer technischen Überwelt, vielleicht eine Fortsetzung oder Wiederauferstehung des alten mechanischen Entwicklungsgedankens sein? Der Fortschrittsglaube war stets ein Milchbruder der Darwinschen Entwicklungslehre. Aber diese Hoffnung auf seelische und wesensmäßige Grenzerweiterungen des Menschen erscheint uns als ein Metaphysikersatz, als eine Talmimetaphysik, wie Hedwig Conrad-Martius<sup>5</sup> den Entwicklungsgedanken Darwins genannt hat. Wir leben noch immer oder schon wieder in einer Welt, aus der alle metaphysischen Hinter- und Untergründe zu verschwinden drohen, mindestens in den Kreisen der strengen Technik und Naturwissenschaft. Hedwig Conrad-Martius sieht in dem Metaphysikersatz des Entwicklungsgedankens – der „Täuschung, der fast die ganze Kulturwelt verfiel“ – den Beweis dafür, daß das echte metaphysische Bedürfnis des Menschen unausrottbar ist. Vielleicht dürfen wir in der paradoxen Hoffnung, das Wesen des Menschen zu verändern, einen weiteren Beweis dafür erblicken, wie sehr dieser Mensch immer der Metaphysik bedürftig ist. Auch diese Konstanz seiner Bedürfnisse ist Zeugnis seines Wesens.

Sei diese Steigerung unseres Fühlens, Vorstellens, Mitleidens nicht zu leisten, seien die Grenzen des Menschen also starr, so sei unsere Lage in dieser Welt hoffnungslos (Günther Anders). Wir teilen diesen Pessimismus nicht. Was aber können wir tun?

Wenn unser wesensmäßig bestimmtes Fühlen, Vorstellen, Mitleiden dem Ausmaß unseres Tuns und unserer artifiziellen technischen Welt nicht zu folgen vermag, können wir vielleicht die Größe der unvorstellbaren Aufgabe in kleine anschauliche Teilaufgaben zerlegen, die wir bewältigen können? Das heißt praktisch, die anonyme Masse in Einzelmenschen auflösen, aus dem flüchtigen Treck der Zwanzigttausend den wundgelaufenen einen Alten in unsere Gedanken, in unser Fühlen aufzunehmen, aus den Opfern der Vernichtungslager das Leiden eines Einzigen, einer Gruppe zu erspüren, um des unermeßlichen Leides aller inne zu werden. Das kollektive Leiden also im Individuum anschaulich, vorstellbar zu machen, damit unser Mitleid geweckt und tätig werden kann. Das heißt nichts anderes, als den Nächsten wieder zum Maßstab zu machen, der er immer war und immer sein wird, heißt nichts anderes, als unser humanitäres Gewissen zu schärfen. Damit wird kein Gefühlsüberschwang

<sup>5</sup> Hedwig Conrad-Martius u. Curt Emmrich: „Das Lebendige. Die Endlichkeit der Welt. Der Mensch“. Drei Dispute. Kösel Verlag, München 1951.

gefordert. Im Gegenteil, wir sind zugleich aufgerufen, allen affektiv verführerischen Kollektiven wie Partei, Rasse, Nation mit sachlicher und skeptischer Nüchternheit zu begegnen. Wer uns im Namen solcher Kollektive anruft, muß uns individuumsfeindlicher Umtriebe verdächtig erscheinen; er mag bestenfalls eine allgemeine Wohlfahrt intendieren, ein Termitenglück, das aber stets die personelle Freiheit und die Humanität beschränkt.

Dieses Bemühen, den Menschen in jeder Lage der Welt zum Maßstab unseres Fühlens und Mitleidens zu machen, erneuert nur die alten Imperative der Bibel, den Nächsten zu lieben, auch unseren Feind. Immer stehen hinter den christlichen Geboten erkannte und unverrückbare Grenzen des Wesens Mensch. Wer in jedem Augenblick solcher Humanitas, dieser franziskanischen Bruderschaft mit Mensch und Tier teilhaftig ist, der wird auch vor den Potenzierungen des Tötens in unserer Zeit nicht versagen. Sein Vorstellen und Fühlen, seine Reue und Ängste, sein Mitleid umfassen im Einzelnen alle. Es gibt wohl keinen anderen Weg. Man muß nur gleichsam aussteigen aus den unvorstellbaren Zahlen, wie man aus den Geschwindigkeitsziffern der Motore aussteigen muß, will man Landschaft wieder erleben, Werke der Schöpfung wieder in sich aufnehmen. Wir könnten auch diese Schärfung unseres humanitären Gewissens eine Ausbildung der moralischen Phantasie<sup>6</sup> nennen. Wir werden diese moralische Aufgabe aber nur leisten, wenn an die Stelle des naturwissenschaftlich-technischen Fortschrittsglaubens endlich eine vertiefte Wesensbestimmung des Menschen, eine allgemeine Kenntnis auch der menschlichen Grenzen tritt. Dazu bedürfen wir der philosophischen Interpretation der Natur. Wir müssen mit Hedwig Conrad-Martius wieder lernen, daß das Wesen Mensch, das in letzter existentieller Konstitutionsgrundlage von sich selbst und der Welt frei ist, letztlich auf sich selbst, also jenseits der Natur, im metaphysischen Grunde steht. So lenkt auch das Bewußtsein unserer wesensmäßigen Begrenzung den Blick nach oben.

---

<sup>6</sup> Günther Anders, l. c. S. 273.